

Op gen Beek | Trier | 15 Euro

skiff
Henriette Kraier

Skiff

Roman



ISBN: 978-3-9824057-3-5



9 783982 405735

OgB

Henriette Kraier

OgB

Originalausgabe

Erschienen bei Op gen Beek
1. Auflage 2022

© 2022 im Verlag Op gen Beek
Dr. Johannes Verbeek
Avelsbacher Straße 31
D-54295 Trier
Tel. 0651-9916791
www.opgenbeek-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten
Umschlaggestaltung: Veronika Huff

Satz: Verlag Op gen Beek
Druck und Bindung: Pulsiprint Sofia

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über www.dnb.de abrufbar.

ISBN 978-3-9824057-3-5

Henriette Kraier

Skiff

Roman

Verlag | Op gen Beek | Trier

Inhalt

Brandenburg	7
Reha-Klinik	14
Köln	22
Westberlin	30
Performance	38
Ostberlin	44
Havel	51
Am Meer	59
Sozialer Realismus	65
Schlesisches Tor	74
Intoleranz	77
Klinikbibliothek	83
Völklingen	88
Mauerstadt	97
Wilhelm und Judith	104
Friedhof der Namenlosen	113
Mehr ist mehr	122
Commodore C64 Gold	129
Krankenhaus	134

Jugendamt 139
Lyriker 143
Briefe 145
Bewegung 152
Schwupp 158
Die Jungs aus Halle 161
Café Clara 165
Datsche 168
Reha-Abschied 171
Gästebett 178
Jägerklausur 190
Mädelsabend 194
Saarbrücken 203
Opel Manta 211
Eifel 219
Heu 227
Woofer 233
Kramer 241

Brandenburg

Er kauerte in einem Graben. Ungläubig berührte er einen Grashalm mit den Fingern. Sein Blick wanderte über den Asphalt, über die Risse, Dellen und weißen Randstreifen einer Straße. Plötzlich verstummte das Vogelzitschern in den Bäumen.

Zwei Motorräder knatterten vorüber, die Bremslichter leuchteten vor der Kurve, Abgas hing in der Morgenluft. Ein Auto näherte sich. Er hob die Hand. Das orangefarbene Auto fuhr vorbei, verschwand in der Kurve, das Motorengeräusch verklang. Plötzlich kam der Wagen zurück, im Rückwärtsgang. Das Orgeln erstarb, ein Mann stieg aus.

„Was machen Sie denn hier? Sie sind ja verletzt“, sagte er, „ich bin Pharmareferent und fahre zum Kunden, kommen Sie, dort können Sie Hilfe bekommen.“

Die Fahrt dauerte nicht lange. Sie hielten vor einem einsamen Anwesen. Er tappte dem Fahrer hinterher in das von Büschen umwucherte Haus und fand sich mit einem Mal allein in einem heruntergekommenen Wartezimmer, in dem beißender Tiergeruch hing. Er sank auf einen der Plastikstühle und lauschte, Stimmen, das Rollen von Metallschubladen, draußen wieherte ein Pferd. Am Boden stand ein Wassernapf, den würde er leer trinken. Dann sackte er weg.

„Der hat nur noch Galle im Magen“, hörte er die Frau, die über ihm hing und seinen Mund entleerte, „hilf mir noch, ihn aufs Sofa zu packen, ich lege eine Infusion.“

Sie hatte mit dem Mann aus dem Auto gesprochen, und schon schleiften sie ihn zu einem Sofa, auf dem ein großer Hund lag.

„Teichmann, geh bitte runter“, sagte die Frau.

„Ich muss los, Sybille. Du würdest besser den Krankenwagen rufen. Tschüss, bis in zwei Wochen.“ Die Tür klapppte, der Pharmareferent war aus dem Haus.

Desinfektionsspray, Nadel, Beutel, in Windeseile war die Infusion gelegt. *Menschenversuche* ging es ihm durch den Kopf, und es war ihm egal.

Glas klapperte, Zigarettenrauch hüllte ihn ein. Auch wenn er hier schön vor sich hindämmerte, er würde jetzt aufwachen.

„So, die Infusion ist durch. Du musst dich jetzt besser fühlen.“

Die Frau setzte sich in den Sessel, stellte ein Rotweinglas aufs Tischchen und pustete Rauch darüber.

„Hier, das habe ich aus deiner Haut entfernt.“ Sie hielt ihm eine Nierenschale vors Gesicht.

Dornen, Holzpleiße, undefinierbare Büschel, sogar Glassplitter lagen darin. Organe hatte sie nicht entnommen. Er blickte an seinem Körper entlang, die Kleider waren zerfetzt, Bauch und Beine bedeckt von Mullpflastern, deren Weiß in die Augen stach. Er ließ sich zurückfallen.

„Du bist noch jung“, überlegte die Frau, „und kannst anpacken. Ich bin Tierarzt am Arsch der Welt. Heutzutage meint jeder Idiot, er müsse Pferde haben. Die Frage ist nur“, sie kniff ein Auge zusammen, als trüge sie ein Monokel, „willst du arbeiten, junger Mann?“

Vorsichtshalber nickte er.

„Ich heiße Sybille. Und du?“

Er sah die Frau an, die nicht wie eine Ärztin aussah, auch nicht wie eine Tierärztin, sondern wie eine abgemagerte Trinkerin. Er lag in einem unordentlichen Zimmer, das voll von abgenutzten Dingen stand. Verfall, ohne ein Versprechen auf Zukunft. Plötzlich spürte er einen Klaps im Gesicht.

„Los, erzähl, Marco, wie kommst du hierher?“

„Heiß nicht Marco, heiße Bruno“, und nach einigem Grübeln raunte er, „mit dem orangenen Auto.“

„Ja, klar, vom Pharmareferenten. Er hat dich am Straßengraben aufgelesen. Hinter dem Krahnert Busch. Du bist ins Moor geraten. Aber wie? Hattest du einen Autounfall?“

Eine Katze kam herein. Als sie den Neuankömmling auf dem Sofa bemerkte, lief sie zum Napf und fraß das Futter.

„Ich hab Hunger“, sagte Bruno.

Mit einem Brummen stemmte sich Sybille aus dem Sessel. Das Zimmer lag im Halbdunkel, hinter den Minifestern wurde es Nacht. Auf dem Teppichfetzen döste der Hund. Von irgendwoher war Küchengeklapper zu hören.

Er spülte die letzten Pizzabissen mit Rotwein runter und verlangte nach einer Zigarette. Er bekam sie nicht, sondern eine Wolldecke, die nach altem Hund roch. Sein Körper fühlte sich an wie ein Relief, vorne plastisch, hinten platt, verstaut in einer gepolsterten Kiste, bereit zum Transport.

Die Sonne schien durch die kleinen Fenster. Sie hatte ihn geweckt und die Hundeschnauze, die über sein Gesicht schnupperte. Mit einem Schnaufen legte sich das Tier auf den Teppich. Aus einem Nebenraum war Gemurmel zu hören, kurzes, helles Bellen, Geklirr von Metallgegenständen, Stimmen im Flur, es ging um Medikamente, Hundehecheln, dann war es still. Sybille schaute ins Zimmer.

„Ob das noch was wird mit dir? Du musst doch wissen, was los war.“

Sie warf einen Stapel aufs Sofa und war wieder draußen. Bruno entfaltete die Kleidungsstücke, eine Unterhose, eine Cargo-Hose und ein T-Shirt mit der Aufschrift

„Horses“ und dem Abbild von Patti Smith. Die Sachen dufteten nach Waschmittel. *Tandil lebt*, das hatte einst seine Mutter an eine Wand am U-Bahnhof Schlesisches Tor gesprayt.

Plötzlich hatte er das Gefühl, in eine Röhre zu gucken, aus der braungrauer Morast unaufhaltsam nach oben quoll. Nackt, wie er war, stand er auf, taumelte durch den Flur, öffnete Türen und stand unversehens im Behandlungsraum, wo sich Sybille am Metalltisch über eine Katze beugte. Der Katzenbesitzer zog die Augenbrauen hoch, Mensch und Tier starrten auf den Nackten in der Tür.

Mit vom Wahnsinn vereisten Augen, so stellte er es sich im Nachhinein vor, hatte er gestammelt: „Ich komme aus dem Moor. Der Riese am Stein. Die Mutter im Sand. Ich habe Angst!“

„Ja, ist gut, Bruno“, sagte Sybille, „zieh dir was an und leg dich wieder hin“, und zur Katze unter ihren Händen, „der ist gestern vom Pferd gefallen. Wird wohl doch ins Krankenhaus müssen.“

Die unerklärliche Angst verebte so schnell, wie sie ihn überflutet hatte. Er torkelte zurück zum Sofa, und Teichmann auf dem Teppichfetzen blickte nicht mal auf, so als gehöre er bereits dazu, dieser menschliche Neuzugang, der Mühe hatte, die Kleidungsstücke anzuziehen. Besonders das T-Shirt bereitete ihm Probleme, hinten, vorne, innen, außen. Er ließ sich aufs Sofa fallen, der Geruch der Hundedecke tröstete ihn, er schlummerte weg.

Männerstimmen. Man nestelte an ihm herum. Sanitäter hoben ihn auf eine Trage, man trug ihn. Im Flur standen sie Spalier, Arzt, Polizisten, die Tierärztin. Der Abtransport erfolgte ruhig, beinahe feierlich wie eine Amtshandlung. Später hatte Bruno erfahren, dass tatsächlich

eine Amtshandlung erfolgt war, und zwar seine Einweisung in die Psychiatrie in Brandenburg an der Havel. Doch nun im Vorbeischweben an den betretenen Amtsträgermienen sah er in Sybilles Trinkergesicht. Ihre Stirn war in Falten gelegt. Sie hatte ihn verraten. In einem der hinteren Räume gab Hund Teichmann Laut, dunkel und schwach.

Die Trage drehte sich, Bruno sah das Schild an der Haustür „Sybille Behring – Prakt. Tierarzt“. Die Türen des Krankenwagens schlossen sich. Das gleichgültige Gesicht des Sanitäters beruhigte ihn. Sie rumpelten durchs Nirgendwo. Dann war er in der Psychiatrie. Es war wie bei der Geburt, man wurstelt sich, eingequetscht und mühsam, durch Räume und Gänge ins kalte Licht und kann sich dann an nichts erinnern.

Später in der Reha-Klinik erinnerte er sich dann doch an den Psychiater, der zunächst vergeblich versucht hatte, herauszubekommen, was vor der Einweisung passiert war. Er erinnerte sich auch an die Behandlung seiner Verletzungen, eine Sepsis war im Anmarsch gewesen, an die zartrosa verheilenden Wunden und die blau blinkende Steuerungsleuchte einer medizinischen Apparatur, die ihn auf die Fährte seiner Erinnerung gebracht hatte.

Blau war sie im Grün aufgetaucht, die Aral-Tankstelle, an der der Reisebus den letzten Stopp einlegt hatte. An der Menschentraube vor der Toilette hätte Bruno warten müssen, doch er war vorbeigetrottet und am Lkw-Parkplatz über die Leitplanke gestiegen auf der Suche nach einem diskreten Baum. Wie malerisch war die Natur! Er hatte sich einen Weg durch den von Rinnsalen durchzogenen Buschwald gebahnt, sich an einem der Wassergrä-

ben niedergelassen, in den Wolkenhimmel geblinzelt, wahrscheinlich lächelte er dabei, dann musste er eingeschlafen sein.

Aufgeregt verlangte er nach dem Psychiater und berichtete wie er in absoluter Finsternis aufgewacht war, wie er im Moor um sein Leben gekämpft hatte, wie er morgens in einem Straßengraben saß und von einem vorbeifahrenden Pharmareferenten aufgelesen worden war. Das Birkenstämmchen, an dem er sich aus dem Sumpf gezogen hatte, der blauschillernde Stein, an den er sich im Morgengrauen geschmiegt hatte, und die Verwünschungen des zitternden Riesen schienen den Arzt nicht besonders zu interessieren. Er wollte wissen, weshalb der Patient über die Leitplanke gestiegen war, und warum er sich ins Gras gelegt hatte. Dafür hatte Bruno keine Erklärung. Er hatte es halt gemacht. War ja eigentlich auch nichts Schlimmes.

Seinen wochenlangen Alkohol- und Drogenkonsum erwähnte er nicht, auch nicht seine Kölner Schmach, die Feixgesichter der PR-Leute, Bens Gästezimmer, wo er über Tage auf der Matratze verfault war, und auch nicht das doppelt verkaufte Bild in Arnolds Galerie und seine Flucht mit dem Flixbus zurück nach Berlin. Er erhielt die Diagnose ‚Dissoziative Amnesie‘ und ‚Depressive Episode‘. Was eine Dissoziation ist, hatte er später gegoogelt, es war einfach unerklärlich, kam aber auch bei Normalen vor.

Der Psychiater verordnete eine psychotherapeutische Nachsorge, am besten in einer Reha-Einrichtung. Der junge Arzt sah zwar übergesund und geschniegelt aus mit seinem leicht gebräunten Teint, der sportlichen Schlankheit und dem teuren Pulli, er war aber nicht verkehrt.

Dagmar wurde informiert. Sie holte ihren Sohn ab, in Begleitung von Evita, die den Wagen gemietet hatte, einen schwarzen Audi, den sie kaum fahren konnte, so neu und digital war er.

Es war merkwürdig. Seine Mutter machte keine Vorwürfe, auch keine komischen Bemerkungen. Während der Fahrt lobte sie das schöne Brandenburg und meckerte auch nicht, als sie in Berlin einfuhren und im Stau über den Kurfürstendamm rollten. Stattdessen sprach sie von der Rückkehr des verlorenen Sohnes der Stadt. Das alles wunderte Bruno nicht mehr, als er erfuhr, dass die Busfirma ihr seinen Rucksack überstellt hatte, samt Geldbeutel, Smartphone und Ausweis.

Zuhause in Kreuzberg gingen die Ratschläge wieder los. Bruno möge doch der Tierärztin einen Dankesbrief schreiben. Tatsächlich kaufte er eine Karte mit dem Foto mehrerer Wellensittiche auf einer Schnur. Einer von ihnen, er saß andersherum als die anderen, hatte ein rotes Hütchen auf dem Köpfchen, darunter der Spruch: *Warum nicht mal aus der Reihe tanzen*. Bruno schrieb Dankesworte und Grüße auch an den Pharmareferenten, versah das Kuvert mit der Adresse ‚Frau Tierarzt Sybille Behring‘ und dem auf Google Maps herausgeahnten möglichen Ort seiner Auffindung, Krahe in Brandenburg samt Postleitzahl von Kloster Lehnin. Als er die knallbunte Sesamstraßen-Briefmarke aufklebte, berührte ihn das unangenehm. Man war bei der Post zu unernst bei der Sache und nicht gewappnet für die wechselvollen, mitunter tragischen Schicksale der Kunden.

Bruno verbiss sich in das Thema. Er durchforstete das Internet und wurde kurzzeitig ein Bewunderer von Brief-

marken-Gestaltern der 1960er Jahre, die ihn mit Seriosität und Können überzeugten. Er verstieg sich in Vorstellungen von professionellem Briefmarkensammeln, von internationalen Auktionen, kapriziösen Wertanlagen mit ganz neuer Zukunft, und sah sich bereits als reichen Mann, der neben einem Fahrer auch einen Butler beschäftigt, der sich ums Handy kümmert.

Bald darauf war er in ein tiefes Loch gefallen. Nach monatelanger Wartezeit im Gästerumpelbüro seiner Mutter, die ihn beharrlich zum Ausfüllen der Antragsformulare angetrieben hatte, war er zur Reha-Klinik an der schleswig-holsteinische Ostseeküste gefahren.

Reha-Klinik

Das Rumoren von Flugzeugmotoren hing in der Luft. Vom Hof drangen Gesprächsfetzen herauf, Gelächter und Zigarettenrauch. Bruno beugte sich über die Brüstung des Balkons und sah auf die Raucher hinunter, die unten am Holzbohlentisch hockten. Durch eine Lücke zwischen den Klinikgebäuden flimmerte das Meer.

Der Geruch von Staub und Putzmitteln, der anfangs im Zimmer gehangen hatte, war inzwischen neutralisiert. Bruno setzte sich auf einen der beiden Stühle, deren Stoffsitze abgewetzt waren. Die Tourismusbroschüren auf dem Tisch hatte er sich noch nicht angesehen, aber die Bilder über dem Bett, zwei mit ‚Nolde‘ signierte, plastikgerahmte Reproduktionen, Meer brandet auf Strand, Grün verschlingt Bauernkate, jeweils viel Himmel und keine Menschen. Die kraftvollen Gemälde bildeten einen

schönen Kontrast zu den Reha-Patienten der Psychosomatik, von denen er einer war. Ihr dekorativer Charakter appellierte daran, sich nicht gehen zu lassen und sich trotz allem ein wenig adrett zu machen. Das Wort *adrett* benutzte Dagmar manchmal. Ohne ironischen Unterton sprach Oma von *apart*. Apart war ihr giftgrüner Hut, der leider zu klein für ihren Kopf gewesen war.

Bruno hatte sich tatsächlich gehen gelassen. Völlig verlottert war er in der Klinik eingetroffen. Ein Bart schlabberte ums teigige Gesicht. Die Haare kräuselten sich in alle Richtungen, so wie seine Gedanken und die lädierte Erinnerungsfähigkeit, die erst wieder eintröpfelte.

Er hatte aber auch eine schlimme Zeit durchgemacht. Nach dem Schock im Moor und nachdem er von Dagmar und Evita aus der Psychiatrie abgeholt worden war, mit diesem volldigitalen Leih-Audi, war er zuhause in Berlin, nach einer kleinen Euphorie-Phase, nicht mehr vor die Tür gegangen, kein Einkaufen, kein Essen, kein Duschen.

Doch das Elend hatte bereits vorher begonnen. Schon die letzten Tage in der Kölner Agentur musste er einen schlimmen Geruch verbreitet haben. Maria, die Sekretärin, hatte ihm zum Abschied einen Kulturbeutel geschenkt mit Deo, Duschgel und Bodylotion und dem Roman von Erich Maria Remarque ‚Im Westen nichts Neues‘. Den Kulturbeutel hatte er in die Reha mitgenommen, den Roman nicht. Nur ein Buch war im Rollkoffer gelandet, ein altes Mitbringsel von einem Ausflug nach Ostberlin, eines, das er schon lange hatte lesen wollen.

Jetzt nach zwei Wochen Reha war Bruno wieder auf dem Damm. Er ließ sich helfen, er ließ sich behandeln, und er konnte wieder schlafen. Jede Nacht träumte er, gar

nicht vom Moor, sondern von verfallenen, verwinkelten Gebäuden. Er träumte von einer jungen Politikerin, adrett und apart, der er unbedingt einen Geldschein überreichen wollte, in einer Trauerkarte. Auf der Suche nach dieser Frau irrte er durch die riesigen, leeren Räume eines Kurhauses aus den 1920er Jahren, weitläufig, Minimalismus, Bauhaus, bodentiefe Fenster. Die Räume verwandelten sich zu der sepiagefärbten Babylon-Kulisse, die zwischen Hitlers Reichskanzlei und der Ostberliner Stalinallee changierte. Dann ging die Traumszenerie über in die westdeutsche Siebzigerjahre-Klinik, in der Bruno gerade schlief. Auf den Terrassen blähten sich Liegellandschaften aus dunklem Leder in der Größe ovaler Swimmingpools, rundum standen verchromte Design-Aschenbecher, positioniert wie intergalaktische Wächter. Als er erwachte, hörte er in der Traumwelt, die er gerade verließ, jemanden sagen: *Wie bei James Bond.*

Aufgrund seiner zügigen Genesung dachte er manchmal, dass er möglicherweise überhaupt keinen echten Psychoschaden hatte und völlig unberechtigt in die Reha-Klinik gelangt war, auf Kosten der Versichertengemeinschaft. Die aufkeimenden Skrupel unterdrückte er mittels einer Art Dankbarkeit gegenüber dem Sozialstaat und Rechtfertigungen wie *bin realistisch von Armut betroffen und war ganz unten*. So eine Auszeit schadet niemandem, weder dem Einzelnen noch der Gesellschaft. Mit demonstrativer Würde machte er das Beste aus der Situation. Grundsätzlich, beinahe schon provokant, meckerte er nicht rum, auch nicht am Essen. Wenn er zum Sprechen genötigt wurde, sagte er, es schmecke ihm. Eigentlich bekam er seit Jahren überhaupt mal was Anständiges zwischen die Rippen. Mischkost in Kombination mit Sport und Schlaf, ein effektiver Weg zu neuer Spannkraft.

Die Mitpatienten mied er so gut es ging. In der Gruppentherapie regelt der Therapeut die Kommunikation, man muss nichts sagen, wenn man nicht kann. Doch im Klinikrestaurant ist man gezwungen, sich an einen Tisch mit fremden Menschen zu setzen und bekommt Herzrasen und Atemstocken.

Nach einer Woche hatte er dennoch Anschluss gefunden, abends im *Living Room* beim Fernsehen. Die lustigen Frauen ringsum wollten ihn zur Disko in den Nachbarort mitschleppen. Er hatte stumm auf den Pulk geglottzt, den Kopf geschüttelt und war einfach sitzen geblieben. So hatte er Kampenbergl kennengelernt. Vorgebeugt, das Kinn auf die Faust gestützt, saß der Mann einen halben Meter vor dem Bildschirm. Als die Frauen draußen waren, lehnte er sich zurück.

„Und?“, sagte er.

Bruno zuckte die Schultern.

Der Mann machte den Fernseher aus. „Gehen wir raus.“

Die Außenanlage war zu Zweidritteln von den Fassaden der Klinikgebäude umschlossen. In einen Winkel des Hofes schien gegen Abend noch die Sonne. Baumartige Pflanzen in Holzbohlenbehältern und wuchtige Bänke umgaben einen Holzbohlentisch. Hier saß man rum, scrollte auf den Handys und rauchte, obwohl die Klinikverwaltung dafür einen modernen Raucherpavillon hatte errichten lassen, klares Design in Glas und Metall, rundum mit Sitzgelegenheiten, in der Mitte ein innovativer Standaschenbecher. Die Mitarbeitenden des Designbüros mussten begeistert gewesen sein, *endlich, ein Aschenbecher!* Doch aus mysteriösen Gründen wurde das Raucherhaus nicht angenommen, nicht mal, wenn es reg-

nete. Stattdessen standen die Raucher zitternd am Hinterausgang.

Der Mann vom Fernsehraum steuerte auf den Bohlentisch zu und nahm den vollen Aschenbecher herunter.

„Oder rauchen Sie?“, fragte er mit angewidertem Gesicht.

„Nur abends“, sagte Bruno und setzte sich neben ihn auf die Bank.

„Ich hab es drangegeben. Übrigens, ich heiße Kampen-berg.“

„Bruno Seiler.“

„Ich bin wegen dem Herz hier. Ich hatte einen Infarkt wegen posttraumatischer Belastung und muss erst mal wieder körperlich auf den Damm kommen. Und Sie? Burnout?“

Bruno nickte, Burnout hörte sich deutlich weniger schlimm an als Amnesie und Depression.

„Was für eine posttraumatische Belastung denn?“

„Das wollen Sie jetzt wissen.“ Kampen-berg beugte sich vor, nach einer Pause fuhr er fort. „Sie haben sicher schon von der FUPC gehört. Nein? Also, ich war lange Jahre Förster in der Eifel und machte fast nur noch Innendienst, weil ich schon mal einen Herzinfarkt hatte. Meine Frau meinte, ich solle mich mehr bewegen. Und an diesem Tag, also an diesem Tag drehte ich wie immer meine Runde in der Nähe der Ferienhaussiedlung am Waldrand. Plötzlich höre ich Schüsse. Ich laufe los, zur Siedlung. Beim ersten Haus sehe ich einen blutüberströmten Mann auf der Terrasse, tot. Ich renne ins Haus, dort liegt eine Tote in ihrem Blut. Die Terrassentür des Nachbarhauses ist offen, in der Küche noch ein Erschossener. Und im Garten stand ein verstörtes Kind, das alles mitangesehen hatte. Mein Handy war noch im Jeep, und wie ich hinrenne, stülpt mir

jemand einen Sack über den Kopf. Der Kerl fesselt mich und stößt mich auf den Rücksitz. In meinem eigenen Auto verschleppt er mich auf das Gehöft, wo er mit seinen FUPC-Leuten hauste. Unter seinem Vorsitz, er hieß Meinhard, veranstaltete man ein Tribunal, mit mir als Angeklagtem. Ich dachte, das war's dann. Man schmiss mich in eine Kammer, die komischerweise nicht abgeschlossen wurde. Nachts bin ich raus, zu meinem Auto, der Schlüssel steckte. Heute nehme ich an, jemand von den unteren Chargen wollte mir zur Flucht verhelfen. Es war komisch, ich wusste zuerst gar nicht mehr, wie man Auto fährt. Als ich endlich nach Hause komme, da erscheint die Polizei und verhaftet mich. Tatverdächtig, drei Menschen erschossen zu haben.“

„Aber, wo ist das denn passiert?“

„In der Eifel, an der Grenze zu Luxemburg. Diese FUPCs haben im Benelux-Raum und in ganz Europa operiert, global vernetzt, die Arschlöcher. Der Meinhard war so eine Art Zwischenchef.“

„Und dann hat man Sie festgenommen?“

„Und angeklagt. Alle Indizien sprachen gegen mich. Dieser Meinhard hatte mein Jagdgewehr aus dem Jeep genommen, als ich auf meinen Rundgang war. Klar lässt man sein Gewehr nicht im Auto. Ich bin durch die Blutlachen in den Häusern gelatscht. Und das mit der Entführung durch die FUPC haben mir die Ermittler nicht geglaubt.“

„FUPC, was soll das denn heißen?“

„Das ist Französisch. Fédération Universelle du Protection du Cash. Die FUPC kämpft für monetäre Selbstbestimmung, so nennen die das. Sie liquidieren alle, die ihrer Ansicht nach das Bargeld abschaffen wollen. Banker

und Verwaltungsleute, die Handlanger des Establishments, waren zuerst dran, man muss ja mal irgendwo anfangen. Die Opfer hatten bei der EU gearbeitet und bei Luxemburger Banken.

„Und Sie sind dann verknackt worden?“

„Ich habe fast ein halbes Jahr eingesessen, bis der Anwalt, bei dem unser Jüngster sein Referendariat gemacht hatte, die Neuaufnahme hingekriegt hat. Die FUPC war inzwischen aktenkundig, es wurde ermittelt, wenn auch schmalspurmäßig. Den Meinhard hat man in einem Westwallbunker bei Bitburg gefunden, halb verhungert, bis an die Zähne bewaffnet. Die anderen sind untergetaucht, wahrscheinlich im Tschad, diese Typen reisen ja gern. Ich wurde freigesprochen, konnte aber nicht mehr arbeiten. Denn kurz darauf hatte ich den zweiten Herzinfarkt. Inzwischen wohnen wir auf dem Bauernhof unseres Ältesten.“

„Aber dieser Typ, dieser Killer, warum hat er denn Ihr Gewehr genommen? Die haben doch andere Möglichkeiten.“

Die Sonne sank hinter die Klinikmauern. Kampenberg stützte seine Ellenbogen auf die Knie und faltete die braunen Hände.

„Weil ich das Gewehr im Jeep gelassen habe. Es ist nicht mehr rückgängig zu machen. ... Und Sie?“

„Ich? Och, das Übliche. Arbeit. Ich war zuletzt Texter für eine Wahlkampagne und einfach am falschen Platz. Früher wollte ich mal Journalist werden. Aber dafür bin ich zu sensibel.“

„Ach, du lieber Himmel“, Kampenberg fasste sich an die Stirn, „zu sensibel ist der junge Mann! Der Mensch an sich ist überhaupt zu sensibel für die ganze Scheiße.“

Dass Kampenbergs ihn nicht für voll nahm, störte Bruno nicht. Er kramte in seinem Gedächtnis, immer noch ein Loch mit wenigen Murmeln drin. Was hatte er eigentlich die ganzen Jahre gemacht? Ihm fiel etwas ein.

„Sie kennen doch Elva Jehn? Das ist eine Schauspielerin, die zu viel trank und eine Zeitlang durch die Medien geisterte. Ich arbeitete zu der Zeit bei der Obdachlosenzeitung in München. Die Jehn hatte einen großen Geldbetrag für die Zeitung gespendet. Angeblich soll sie dann irgendwann im Rolls Royce vorgefahren sein und, breit wie sie war, das Geld zurückgefordert haben. So jedenfalls kolportierte es einer der Obdachlosen an einen ehemaligen Kollegen beim ‚Stern‘. Die Wahrheit war, dass die Jehn zwar besoffen in einem dicken Auto bei der Redaktion vorgefahren war, aber das mit der Rückforderung war Quatsch. Der ‚Stern‘ rief mich an. Ich fragte, wieso sie diese Geschichte überhaupt interessiere, und der Redakteur sagt, *es geht um Prominente, es geht um Alkohol, und es geht um Geld – da müssen wir nachhaken, wir sind Journalisten*. Die wollten die Jehn fertigmachen, einfach weil sie schwach war. Jedenfalls wusste ich plötzlich, das ist nicht mein Job.“

Mit unklarem Stolz sah er zu Kampenbergs, der sich zurücklehnte.

„Bruno, du bist ein Weichei“, sagte er.

„Nein, nicht, nicht nur, ich bin auch für Gerechtigkeit. Auf keinen Fall will ich so enden wie meine Mutter. Jobben hier und da, kein richtiges Geld, keine Rente. Aber Akademikerin ist sie, da besteht sie drauf!“

Warum fing er gegenüber dem fremden Mann jetzt mit seiner Mutter an? Er fingerte eine Zigarette hervor, der Rauch tat gut. Es war dunkel geworden. Die beiden Männer gingen ins Gebäude. Im Fahrstuhl standen sie sich

schweigend gegenüber. Bruno hob den Kopf, um irgendetwas zu sagen.

„Neben mir im Zimmer wohnt einer, der hustet die ganze Zeit, besonders am frühen Morgen. Wissen Sie wer das ist?“

Beim Aussteigen sagte Kampenberg: „Klopf an und frag ihn. Gute Nacht.“

Bruno klopfte nicht an. Als er sein Zimmer betrat, fühlte er diese schale Unterlegenheit, nicht nur gegenüber dem alten Sack. Die ganze Welt war Elite und er kein Teil davon. Er schlurfte zum Tisch. Nicht mal Internet in dieser Anstalt. Das Smartphone war in Berlin geblieben. Im Nebenzimmer hustete es wieder. Er würde sich hinlegen und gar nichts mehr machen.

Köln

Ben war ihm in der Hamburger Studenten-WG über den Weg gelaufen. Sie hatten Kontakt gehalten, besonders nachdem er wegen eines Jobs wieder nach Berlin gezogen war, in eine eigene Eineinhalbzimmerwohnung in Mitte. Der Kontakt hatte darin bestanden, dass Ben an seinen Berliner Partywochenenden die Gästematratze in Anspruch genommen hatte, in diverser Begleitung. Dann hatte die Klitsche, bei der sich Bruno als Texter versuchte, dichtgemacht, und der Arbeitslose wohnte wieder in Mutters Kreuzberger Rumpelzimmer.

Eines Tages hatte Ben angerufen. Er arbeite gerade bei einer Kölner Agentur, Bruno würde dort gebraucht. Gebraucht wird man nicht alle Tage, und so war er nach Köln geflogen. Geflogen!

Er war überrascht, dass Arnold Arnold ihn nicht warten ließ. Das Büro war nicht gestylt, abgeschabte Flötotto-Möbel, kein Bild an der Wand, auf dem Schreibtisch kein Bildschirm. Zu trinken gab es nichts. Arnold Arnold schob die Papierstapel auf dem Besuchertisch zur Seite und setzte sich. Aus der Knopfleiste seines Karohemds quoll behaarter Speck.

„Benny Goodman hat dich empfohlen“, er sog Luft durch die Zähne, als hätte er Schmerzen, „du bist unser bester Mann. SPD-Mitglied?“

„Ja, aber nur Karteileiche. Eigentlich habe ich keine Erfahrung mit politischer Werbung. Ben hat gesagt, es geht um Wahlwerbung.“

„Egal. Hauptsache, du passt in den Laden hier. Du hast Kunst studiert?“

„Kunstgeschichte, nur kurz, wegen einer Frau.“

„Interessierst du dich für Kunst?“

Bruno kräuselte die Lippen. „Hm.“

„Du kommst demnächst mit in die Galerie. Die Galerie habe ich aufgemacht, um die Gewinne der Agentur zu neutralisieren. Heute finanziere ich die Agentur damit, euch finanziere ich damit! Du kannst gehen. Wie heißt du noch mal?“

„Bruno Seiler.“

„Aha! Bruno! Du kannst gehn.“

„Ja, aber, soll ich jetzt hier arbeiten?“

„Arbeiten ist relativ. Du trittst morgen Punkt acht Uhr an. Hast du eine Bleibe in Köln?“

„Bei Ben vorübergehend.“

„Und Tschüss.“

An Bens Schreibtisch wurde eine Seite für Bruno freigeräumt. Die Arbeit hatte um acht Uhr morgens zu beginnen. Arnold Arnold war der Ansicht, die Nacht sei nicht

zum Arbeiten da. Wer seinen Job nicht in acht Stunden schafft, ist gefeuert. Um fünf Uhr nachmittags wird der Strom abgestellt. Wer Drogen nimmt, wird geköpft.

An den anderen Schreibtischen saßen Salah, der Grafiker, und Adile Dümer, die Kommunikationsdesignerin. Sie stand sich nicht gut mit Salah. Graubärtig und halbbblind hinter der dicken Brille saß er gebeugt am Tisch und zeichnete, mit Stift auf Papier, als friste er bei Arnold Arnold sein Gnadensbrot.

Salah war immer schon vor acht Uhr morgens da. Adile Dümer nicht. Die Tür klappte, das Tok-Tok der Sandaletten klackte durchs Büro. Das Kleid schmiegte sich an ihren Körper. Sie bog um den Schreibtisch, rollte den Stuhl ran, warf die Locken nach hinten und einen mitleidigen Blick auf den Neuen, dann konzentrierte sie sich.

Bruno beschäftigte sich mit alten Wahlkampagnen, dem Parteiprogramm, den Kandidaten. In drei Monaten war eine Präsentation fällig. Termine machen mit Parteileuten, Wahlkampfmanagern? Was wurde überhaupt von ihm erwartet? Vielleicht sollte er mal ein Gespräch mit Arnold Arnold suchen. Über Geld hatten sie auch noch nicht gesprochen.

„Aha! Bruno!“ Die Tür war aufgefliegen. „Mitkommen!“

Zögernd erhob er sich und folgte Arnold, der die Treppe runterholperte, bis in die Tiefgarage. Sie stiegen in einen bombastischen Geländewagen. Langsam rollten sie durch die Innenstadt. Es war nicht mal neun Uhr.

„Ist das ein Hummer?“, rutsche es Bruno raus.

Arnold am Lenkrad riss den Mund auf, Stummelzähne, die Bronchien knarrten im Lachanfall.

„Das ist ein Nissan“, keuchte er, „sechs Meter lang. Hattest du jemals Kundenkontakt, Werbetexterchen?“

Der Nissan hielt im Innenhof eines Häuserblocks. Aus einem Hintereingang kam ein Mann und schaute zum Autofenster rein.

„Ich dachte schon, ich müsste wieder böse werden, die Säcke parken einfach gnadenlos. Hallo Papst!“

Die Augenbrauen des Papstes hoben und senkten sich, als wollten sie Bruno etwas Wichtiges mitteilen.

„Das ist der Mert! Der Bruder vom Adilchen. Mert, wo ist der Schlüssel!“

Der Papst öffnete ein Gitter, dann die Hintertür. Von dem vollgestellten Vorraum ging ein winziges Badezimmer ab.

„Aufpassen, da stehen Bilder!“, sagte er.

Sie schoben sich an den Gemälden vorbei und betraten eine Galerie. Der klebrige Fußboden war mit Glasscherben übersät. Es roch nach kaltem Rauch und altem Bier.

„Da! Polke, Kippenberger, Markus Oehlen. Alles verkauft! Und hier, Grafiken von Herbert Sandberg, DDR“, Arnold wurde ernst, „im Bad sind Besen und Eimer. Be-eil‘ dich, Bruno-Boy.“

„Ich muss erst mal die Gläser und Flaschen wegräumen“, murrte Bruno.

Sorgfältig wischte er die verdreckten Dielen. Nebel-feucht. Er war im Begriff neues Wasser zu holen, da bemerkte er draußen auf dem Gehsteig einen älteren Herrn vor der Tür.

„Jemand wartet draußen vor der Galerie“, flüsterte er Arnold zu, der im Bad sein Portemonnaie sortierte.

„Mert, Schlüssel! Der Morgentau!“

Die Tür hatte mehrere Sicherheitsschlösser. Herein kam ein freundlicher, kleiner Mann mit weißen Haaren, gepflegt und gediegen, der Morgentau. Bruno verzog sich ins Bad, wo Arnold nicht zu überhören war.

„Früher Vogel hat Gold im Mund!“, brüllte er, „Herr Morgentau, wie geht’s uns?“

„Ach je, der FC, ein Trauerspiel“, Morgentau rang nach Atem, er schien herzkrank zu sein, „kein Parkplatz, meine Frau wartet im Auto. Sie fährt mich ja seit der Sache.“

„Ich kenne einen guten Fahrer.“

„Wir wollen keinen Fahrer. Meine Frau fährt gern.“

„Hauptsache, der Rubel rollt.“

„Das ist nicht die Hauptsache, Herr Arnold. Die Hauptsache ist die Form. Dann kommt der Inhalt. Und dann kommt Gott. Was meinen Sie, geht Form ohne Inhalt oder umgekehrt?“

Bruno ließ sich auf den Toilettendeckel sinken, Inhalt und Form, lange nicht gehört. Arnold rief nach ihm.

„Da kommt unser Kunstsachverständiger, der Bruno aus der DDR, aus Leipzig!“

„Guten Tag, mein lieber Bruno“, Morgentau reichte ihm die Hand, „Inhalt und Form, was meinen Sie dazu?“

„Heute ist der Zusammenhang nicht sehr eng“, improvisierte er, „die einen meinen, die Form folgt dem Inhalt, und die anderen andersherum. Zu manchen Zeiten ist die Kunst einzig für die Kunst relevant, der Inhalt ist die Form, es dreht sich alles um Stil und Experiment. Dann wieder geht’s um Inhalte, Gefühl, Ausdruck, Gesellschaftskritik, das Politische.“

„Ja, ist gut, Bruno“, unterbrach ihn Arnold, „erzähl uns was zum alten Sandberg.“

Bruno stellte sich vor die Wand mit den Graphiken, Schwarz auf Weiß und treffsicher platziertes Ochsenblutrot.

„Hier, Herr Morgentau, sehen Sie Holzschnitte von Herbert Sandberg, einem Kommunisten und Systemkritiker aus der ehemaligen DDR, aus Sachsen, aus Chemnitz.

Sie sind von ungeheurer Qualität, alte Schule. Ihr Stil reflektiert den deutschen Expressionismus, man spürt noch Kirchner und Grosz darin. Das ist Kunst als Können, Handwerk und Kunst im Einklang mit dem Humanismus.“

Morgentau, versunken in den Anblick der Bilder, murmelte: „Ja, den Sandberg möchten wir.“

„Es gibt nur alle oder keinen“, platzte Arnold in seine Trance.

„Wir nehmen natürlich alle.“

Der alte Herr war beleidigt, dann lächelte er wieder, glücklich. Auf diese Weise angepöbelt wurde man nur hier, so kannte man den Kunsthändler Arnold, das war das Geheimnis seines Erfolgs. Bei den berühmten Arnold-Arnold-Vernissagen floss das Kölsch in Strömen, die Kippen landeten auf dem Parkett, statt neuer Musik schallte Gelächter. War das Bier zu Ende, schleppte Arnold die kunstsinnige Gesellschaft durch dunkle Spelunken, in denen man sich mit dem euphorisierten Abschaum verbrüdete, der verlässlich nachts dort anlandete, mit den Altfreaks, Schicksen, Ex-Karrieristen und Frohtrinkern der Kölner Halbwelt. Eng umschlungen tanzte man zu alten Schlagern und wäre am liebsten nie wieder nach Hause gegangen.

„Jetzt trinken wir nebenan bei Mert einen Kaffee“, beschloss Arnold den Handel.

Sie betraten das Bistro durch den Hintereingang. Der Tresen war für den kleinen Morgentau zu hoch, und so setzten sie sich an einen der Tische.

„Sie sind mir aber auch ein Kunstsachverständiger“, Morgentau tat so als ob er einen Zeigefinger in Brunos Bauch bohre, „woher kommen Sie denn wirklich, und was haben Sie gelernt?“

„Aus Westberlin. Ich habe Soziologie studiert und ein bisschen Kunstgeschichte.“

„Na, das sichert aber keinen Broterwerb. Wenn man nicht aus einer betuchten Familie kommt, führt das geradewegs in den Graben. Nehmen Sie sich ein Beispiel an Herrn Arnold. Das ist ein Geschäftsmann, der weiß wie man's macht. Bei uns hat meine Frau das Geld. Ich war im Diplomatischen Dienst, dort verdient man gar nicht so viel, wie manche denken“, Morgentau wandte sich an Mert, der den Kaffee brachte, „und Sie, was ist denn Ihre Profession? Bewirtschaften Sie das Bistro?“

„Das macht mein Cousin, ich helfe nur aus. Mir gehört das Haus mit Galerie, Bistro, Büros, Wohnungen und drei Garagen im Hof. Und noch ein paar andere Häuser in Köln. Das meiste Geld macht man mit Garagen und Stellplätzen, aber“, er haute Arnold auf die Schulter, „dem Papst sind Immobilien zu sicher.“

Arnold und Mert hatten den neuesten Tratsch. Ein Kerl namens Lothar war, hier paar Meter vorm Haus, frühmorgens volltrunken mit dem SUV in die Straßenbahnschienen geraten und mitsamt einer Ladung kreischender Frauen aus Bergisch-Gladbach umgekippt, Totalschaden, keine Verletzten. Und neulich beim Japaner hatte Arnold den Günther getroffen, ja, der lasterhafte Günther, der sah inzwischen echt krank aus. Seine Frau hatte ihn rausgeschmissen, Marantz-Stereoanlage, Boxen und Plattensammlung, alles auf die Straße, rauf auf einen Porsche Cayenne, hohe fünfstellige Schadenssumme, Respekt für Günthers Exfrau. Morgentau, der mit schief gelegtem Kopf gelauscht hatte, warf einen Blick auf seine Armbanduhr.

„Meine Frau! Ich muss zu meiner Frau.“

Arnold und Bruno geleiteten ihn über den Hof zurück zur Galerie, zur Tür und auf den Gehsteig. In einem Mercedes-Cabriolet, das die Einfahrt zum Hof verspernte, winkte eine Dame mit behandschuhter Hand.

„Was denken Sie“, Morgentau pikste in Brunos Rippen, „wie meine Frau heißt, hm? Wilhelmine.“

Er beeilte sich, zu ihr zu kommen. Ihr roter Mund lächelte ihm zu, als er einstieg. Sie fuhren los und winkten.

„Gleich zwölf Uhr. Sushi“, sprach Arnold.

Sie gingen in das Sushi-Restaurant um die Ecke. Bruno beschloss, es zu genießen, überhaupt alles was kommen würde. Den Rest des Tages verbrachten sie bei Bier und Zigaretten auf dem sonnenlosen Bürgersteig vor Merts Bistro, umschwebt vom Staub und Lärm der Kölner Ringe. Es war Freitag, die Woche praktisch zu Ende. Der Besitzer des Lampengeschäfts von nebenan hielt Gespräch am Tisch. Der Anwalt, der oben im Haus seine Kanzlei hatte, kam vorbei. Ein transsexueller Zahntechniker und zwei aufgekratzte Arzhelferinnen gesellten sich dazu, der Inhaber des einzigen Tabakladens weit und breit und brutal gestylte Typen, die nicht nur wie Zuhälter aussahen.

Beschwingt kam Bruno abends in die Küche. Ben saß beim Bier und ließ ihn nicht zu Wort kommen.

„Weißt du, dass Arnold früher gestottert hat. Er hat mal Japanologie studiert. Das ist ein Typ! Säuft wie ein Loch, raucht wie ein Schlot und verbietet uns jede kleine Nervenstärkung.“ Geräuschvoll sog er das Pulver vom Schneidbrett. „Wehe du plauderst. Ich bin Kokainist, aber nur am Wochenende.“

„Ich bin nichts, was hinten mit -ist endet“, murmelte Bruno, „unbestimmbare Substanz.“

Die Bemerkung ging durch Ben hindurch, er redete von

sich, von Köln, von seiner Familie, und er redete immer noch, als Bruno sich losgeest hatte und auf die Gästematratze fallen ließ.

Westberlin

„Can“, die Lösung aller musikalischen Probleme, das war einer der ersten Sätze, an die er sich erinnern konnte. Bruno kam 1979 auf die Welt. Seine Mutter wohnte in einer WG in Kreuzberg. Es gab keinen speziellen Vater für ihn, aber immer waren Leute da, Tag und Nacht toste es aus den Lautsprechern.

In den 80ern änderte sich die Musik. Wenn Dagmar nach Hause kam, stürzte sie als erstes zum Plattenspieler und tanzte, ‚Tanz den Mussolini‘, ‚Hit Me With Your Rhythm Stick‘, ‚This Is Not A Lovesong‘, und dann Jazz bis zum Umfallen, ‚Tenor Madness‘ von Sonny Rollins. In der Küche sprach man über den Saxophonisten wie über einen entfernten Verwandten. Seine Mohawk-Frisur aus den 50ern wurde auf Brunos Kinderschädel gemorst, kahl bis auf den Haarstreif am Oberkopf.

Wenn seine Mutter tanzte, war das unheimlich. Bruno verzog sich in sein Kabuff. Die Bässe hämmerten durch die Wand. Es polterte, nebenan war ein Stuhl umgekippt, es blieb still. Er schlich durch den Flur und lugte in Dagmars Zimmer. Sie lag auf dem Bett. Leise lief Knef, *leere bunte Zigarettenschachteln und zerknülltes Butterbrotpapier*. Manchmal lief auch Bettina Wegners ‚Sind so kleine Hände‘. Hier am Arsch der Welt, im letzten Winkel des Westens, hörten sie das traurige Lied ironisch. Erst viel später registrierte man, dass die Wegner Ostberlinerin

war und mit dem Lied gegen staatliche Willkür angesungen hatte. Dagmar und ihre Freunde aber waren stolz auf ihren Musikgeschmack, diese Mischung aus lustigen Raritäten, verzweifelter Avantgarde, ziseliertem Trash und Ignoranz. Volle Lautstärke. Die arabischen Nachbarn beschwerten sich nie.

Aus London hatte Evita eine Platte von den Specials mitgebracht. Bruno sah Kamele durch die Wüste schaukeln, im Rhythmus von ‚Ghost Town‘ federten sie auf die Oase zu. Und noch eine Platte hatte sie dabei. Ein Mann, es war Screamin‘ Jay Hawkins, schrie, *Frenzy! Frenzy! I Put A Spell On You!* Sein Stimmkrater spie glühende Lava, die die Wohnung erhellte, verdunkelte und in opernhafem Pathos verröchelte. Und immer aufs Neue löste ein Lied von Evelyn Künneke die Ekstase aus, in der sich die Frauen so störrisch verausgabten, als wäre es ein Aufstand gegen den Ernst der Lage, gegen das Ende der Welt. ‚Es hat keinen Zweck mit der Liebe‘, hieß das Lied, dessen geheimnisvolle Strophe, *Hund Heiner liebt Heiner hauch mich*, in Brunos Murmelhirn erst viel später seine Bedeutung annahm, *und einmal liebt einer auch mich*.

Leander brachte eine sensationelle Platte von Florence Foster Jenkins mit, DDR-Andrew eine von ‚Feeling B‘, Bini eine von Yma Sumac. Fred brachte nichts mit, er war drogensüchtig. Ansonsten gab es, obwohl alle rauchten und Bier tranken, in der Wohnung kaum harte Drogen. Dagmar hatte ihrem Sohn eingebläut, keine harten Drogen, und dabei war es geblieben, im Prinzip.

Nicht nur die Musik, auch der Film stand im Fokus der, wie der Junge fand, übertriebenen Aufmerksamkeit der Erwachsenen. Zu Beginn jeden Jahres orakelte man von der ‚Berlinale‘, doch die Mittel und die Gewitztheit, Festivalkarten zu besorgen, hatte nur Leander, und zwar für

sich und seine Bekannte aus Zehlendorf, die im Hinterhaus nie jemand zu Gesicht bekommen hatte. Dennoch, übers Jahr ging man oft ins Kino, und zwar im Rudel. Etwas Gefährliches und Unberechenbares lag stets über den Kinobesuchen. Wenn die Freunde nachts nach Hause kamen und durch den Flur stiefelten, hörte Bruno, der in seinem Kabuff aufgewacht war, zunächst das Klirren von Bierflaschen in der Küche und dann ein Gemurmel, das sich, da konnte man drauf wetten, irgendwann zu Gebrüll und Geschrei steigerte. ‚Permanent Vacation‘ war super, Filme von John Waters waren o.k. und Russ Meyer ging auch noch, doch bei europäischen Filmen mit Sex und Anspruch wurden die Frauen aufsässig.

„‘Themroc‘! ... faschistoid! ... AAO auf Französisch!“

„‘Sweet Movie‘, ... ekelhaft, ... frauenverachtend!“

Dunkles Brummen, helles Kreischen. Tumult in der Küche. Ein Grummeln, die Küchentür wurde aufgerissen, stampfende Schritte, das Quietschen der Dielenbretter.

„Ein großer graublauer Vogel!“, es war Dagmars Stimme, „das ist mal ein Film“, die Wohnungstür fiel krachend ins Schloss, „sogar mit Graf Yoster!“

Das Friedensangebot kam zu spät, die Männer waren abgezogen. Für ein paar Wochen würden sich Gräben durch die Freundeslandschaft ziehen, Bier und Spaghetti würden sie zuschütten, Partys und Rausch darüber hinwegsausen, heikel besänftigend und keine Sicherheit bietend.

Bruno lag im Dunkel, silbrig schimmerte das Bettlaken vorm Fenster. Er sehnte sich nach einem Hund, der neben ihm läge, nach einem großen graublauen Vogel sehnte er sich auf keinen Fall. Das Murmeln in der Küche ließ ihn wieder einschlafen.

Ewig hatten sie keinen Fernseher, bis Evita von einem

Besuch bei ihren Eltern ein ausrangiertes Schwarz-Weiß-Gerät mitbrachte. Sie stöpselte herum und hantierte mit der störrischen Zimmerantenne, dann endlich lief das Ding. Über den Bildschirm flimmerte ‚Die Bettwurst‘ von Rosa von Praunheim. Als wollten sie in den Fernseher kriechen, hockten Dagmar, Evita und Bodo davor, mit schaukelnden Oberkörpern und vor Verzückung verzerrten Gesichtern, Erwachsene, die kreischten, wenn der blonde Dietmar die ältere Luzi umschlingt und den magischen Satz ruft *Isch liebe disch, unwahrscheinlich!*

Eines Abends, Bruno war von unklarem Lärm aufgewacht, da wälzten sich Dagmar, Evita und Leander in Lachkrämpfen vor dem Fernseher. Unbemerkt im Türspalt stehend verfolgte Bruno den Film, der die Hysterie auslöste, nahm die Empörung, die Doris Day den Avancen Rock Hudsons entgegenbringt, zur Kenntnis und wunderte sich, dass die Großen am Boden so einen Spaß hatten. Kinder würden sich niemals so aufführen.

Im Hinterhaus der Entgrenzung gab es auch beschauliche Momente, zum Beispiel im Winter. Nebeneinander aufgebahrt im großen Bett, bis zum Kinn zugedeckt, verfolgten Dagmar, Evita und Trude mit stumpf verkaterten Gesichtern die Schemen auf dem Fernsehschirm, fahle Lichtstreifen spukten durchs Zimmer. Bruno hatte sich neben seine Mutter unter das Plumeau verkrümelnt. Der Kachelofen erkaltete, Atemschwaden dampften durchs Dämmerlicht. Das Telefon läutete.

Evita nahm den Hörer und stotterte was hinein. Nachdem sie aufgelegt hatte, sagte sie: „Das war Lothar Lambert, der Regisseur. Der braucht eine Putzhilfe für seine Mutter.“

Man hatte im ‚Zitty‘ inseriert, *Putzkollektiv Befreiter*

Besen hat Termine frei, und es gleich wieder vergessen. Es kam dann aber nicht zu einer Kooperation mit Lothar Lamberts Verwandten, überhaupt kam der *Befreite Besen* nicht so recht in Schwung.

Obwohl es bitterlich kalt war, Kohleheizung, schwarzer Schnee, das Leben war gemütlich. Einmal in der Woche, vielleicht donnerstags, blieben Dagmar und Evita manchmal abends zuhause. Fernseher an, Nah-Ost-Konflikt, Wetterbericht, Musik, das Quiz begann.

Evita sprang auf. „Hilfe! Wim Toelke! Ich geh runter zum Kiosk, Sixpack holen.“

„Kein Alk heute“, sprach Dagmar, „wir gucken nur kurz, wer dabei ist!“

Irgendwann schaltete Evita den Fernseher aus. Die Bierflaschen waren leer, das Zimmer verqualmt, Bruno wurde ins Bett gescheucht.

Vernachlässigt war er allerdings nicht. Er erhielt ordentlich Abendessen und Frühstück, er wurde regelmäßig gewaschen, seine Iro-Löckchen wurden mit einer weichen Haarbürste gebürstet. Meistens wurde er pünktlich vom Kindergarten abgeholt, manchmal auch von Evita, die Dagmars Mitbewohnerin und beste Freundin war.

Evita arbeitete damals schon. In einer Gärtnerei in Steglitz machte sie eine Lehre, sie wollte später Landschaftsarchitektin werden. Das wenige, das Bruno über Steglitz wusste, wusste er von ihr. Es gab in Steglitz einen ‚Kreisel‘, den er sich als ein riesiges, sich drehendes Spielzeug vorstellte, das sich später aber als elendes Hochhaus entpuppte, und es gab dort ein Reformhaus und eine ‚Music Hall‘, in der einmal ‚Die Einstürzenden Neubauten‘ gespielt hatten. Evita und Dagmar waren dabei gewesen. Zum Schluss legte jemand Zarah Leander auf, *Ich weiß, es wird einmal ein Wunder geschehen*. Und im

Walzertakt taumelten die übriggebliebenen einander in die Arme, erledigt vom Glück.

Evita, Dagmar und Bruno lebten in einer Hinterhofhöhle in der Falkensteinstraße. Die Mauer, an der viele der Straßen in SO36 einfach zu Ende waren, und die stillgelegte Oberbaumbrücke in der Nähe existierten nicht für sie, auch wenn man dort hin und wieder ein paar alte Leutchen sah, die mit schweren Einkaufsbeuteln, gebeugt und ängstlich, nach Ostberlin hinüberhuschten, um Verwandte zu besuchen. *Wir haben die Mauer komplett ignoriert*, sagte Dagmar im Nachhinein, *für uns war Party angesagt, und Überleben, Kohlen schleppen und so. Wenn der Ernstfall eintritt, können wir uns helfen*. Für Bruno war immer klar gewesen, auch heute noch in seinem Reha-Zimmer, dass irgendwann der Ernstfall eintreten würde, aber er fragte sich, woher seine Mutter im Ernstfall die Kohle nehmen würde und was damit zu tun sei.

Im Flur der dunklen Wohnung stapelten sich die Kohlebriketts. Es gab kein Bad. Das Außenklo war eine halbe Treppe tiefer, ohne elektrisches Licht, es wurde auch von anderen Mietern benutzt. Bruno nahm eine Kerze mit runter, nur ein einziges Mal hatte er durch die Fensterluke in den engen Luftschacht hinabgeblickt.

War ein Bad unumgänglich, dann brodelte ein großer Topf mit Wasser auf dem Gasherd, blaue Flammen zischten, feuchte Wärme dampfte durch die Küche. Bruno saß in der roten Plastikwanne, die halb mit Wasser gefüllt war. Dagmar wusch ihn und hüllte ihn in einen hellblauen Kinderbademantel mit Delphinen, den sie vorher warmföhnte. Regelmäßig knallte dann die Sicherung raus. Kurzerhand zündete man dann eine Kerze an. Sanftes Licht.

Hin und wieder suchte das Rudel die öffentliche Badeanstalt in Neukölln auf. In den Badezellen hörte man türkische Frauen mit ihren Kindern plantschen und lachen. Wurde eine Kabine frei, stieg Bruno in die riesige Badewanne. Die dunstigen Kacheln, das diesige Licht, die städtische Wanne, wenn das heiße Wasser seinen Körper umfing, wurde ihm seltsam trübselig zumute.

Manchmal fuhren sie zum Baden auch nach Schöneberg, zu Ulrike. In der U-Bahn sagte Dagmar jedes Mal *in Schöneberg im Monat Mai*. Sommers und winters sagte sie das. Ulrike wohnte in einer richtigen Wohnung, große helle Zimmer, knirschendes Parkett, rundum Bücherregale, altes, aber funktionsfähiges Badezimmer, in einer WG mit zwei Männern, die korrekten Berufen nachgingen, sowas wie Arzt oder Anwalt. Die Kreuzberger waren dort so halb willkommen, zwei oder auch mehr Leute und ein Kind ständig zum Baden, das geht an die Nerven und in die Kosten. Schon während der U-Bahn-Fahrt empfand Bruno die Peinlichkeit der Armut und erst recht, wenn sie die Wohnung betraten. Die sozialen Haken der Badeaktion hatte er an manchen Blicken und Gesten bemerkt. Nach dem Baden saßen sie mit Ulrike in der Küche, die beiden Männer blieben in ihren Zimmern. Und manchmal gab es Käsespätzle für alle und gute Laune.

Am Abend bevor Bruno in die Reha gefahren war, hatte er, nach einem Blick in den Kühlschrank, seine Mutter gefragt, was sie denn eigentlich früher so gegessen hätten. Nach einigem Nachdenken fiel ihr ‚Schlemmerfilet‘ ein. Diesen Tiefkühlfish in Alufolie, von dem einst ein angefaulter Bissen in seinen Mund gelangt war, hatte er aus dem Gedächtnis verdrängt. In guter Erinnerung waren

ihm dagegen die Joghurts geblieben. Dank ‚Bauer-Joghurt‘ hatte er Lesen und Schreiben gelernt.

Musik, Gegröle, Geschrei, oft war es in der Wohnung so laut, dass er sich unter der Bettdecke die Ohren zuhielt, oder es war unendlich öde, zum Beispiel wenn alle den ganzen Tag schliefen. Er vertrieb sich die Zeit mit Sachen angucken, auch ausgelöffelte Joghurtbecher nahm er in Augenschein. Dagmar hatte behauptet, das B am Anfang von ‚Bauer‘ sei gotische Schrift, was wahrscheinlich nicht stimmte. *Bauer* war Brunos erstes und *Joghurt* sein zweites Wort. Im Kindergarten malte er die Buchstaben mit Hingabe auf Papier. Ein Vierjähriger, des Lesens und Schreibens mächtig, erweckt leicht den Eindruck, hochbegabt zu sein. Der Hochbegabtenstatus wurde ihm aberkannt, als man entdeckte, wer sein Freund war.

Oma hatte ihm das Buch geschenkt, und er hatte den ‚Struwwelpeter‘ als Freund mit in den Kindergarten genommen. Es war sein einziges Buch, aber auch sein liebstes, und er hatte schon mit anderen Büchern Bekanntschaft gemacht. Einmal hatte er krank das Bett hüten müssen, und Dagmar las ihm aus ‚Andersens Märchen‘ vor. ‚Das kleine Mädchen mit den Schwefelhölzern‘ trieb ihm die Tränen in die Augen, er bat seine Mutter, mit der Geschichte aufzuhören. Am nächsten Abend ein Versuch mit ‚Hauffs Märchen‘. Auf dem Buchdeckel stürzte eine Kuh in eine Schlucht. Bruno sträubte sich gegen das Vorlesen, bis Dagmar es endlich aufgab. Diese Bücher waren nichts für ihn, es war alles tiefsinnig, traurig und unheimlich. Übrig blieb allein der ‚Struwwelpeter‘. Bruno mochte die klaren Farben, den Hans-guck-in-die-Luft, die sachlich trockenen Reime, den Wüterich Friederich mochte er nicht und überschlug schnell die Seiten, aber besonders mochte er den Suppenkasper, der zunächst wohlgenährt

und rund, zum Schluss nur noch ein Fädchen vor dem Grabe ist.

Bruno war anwesend, als am Küchentisch, auf dem das Bilderbuch lag, darüber gesprochen wurde. Es wäre nichts für Kinder, zu brutal, nicht zeitgemäß, der ‚Struwelpeter‘ gehöre verboten. Mit Pokermiene und wie nebenbei griff Bruno das verschlissene Buch und versteckte es unter seiner Matratze.

Performance

Es war nicht so ganz einzusehen, warum sie sich ausschließlich mit der Farbe Blau auseinandersetzen sollten. Frau Miersch, die muntere Kunsttherapeutin, traktierte sie schon den ganzen Vormittag damit. Noch vor der Mittagspause war Bruno in sein Zimmer geflüchtet, schnell eine rauchen. Als er die Tür zum Balkon öffnete, sah er den Vogel, der steif auf dem Betonboden lag, die Greifer standen starr, der Wind zerzauste das Gefieder. Der tote Vogel konnte da nicht bleiben. Bruno machte sich auf die Suche nach Kampenbergs. Der saß unten vorm Restaurant, vertieft in eine Zeitung, die er nun beiseitelegte.

„Ich komme gleich hoch zu dir. Zimmernummer?“

Wieder oben trat Bruno auf den Balkon, ein feuchter Fleck schillerte um den Vogelkörper. Angeekelt wandte er sich ab, es klopfte an der Tür.

„Die wollten zuerst keine Plastiktüte rausrücken, die Küchenfrauen unten.“ Kampenbergs beugte sich über den Vogel. „Ein Spatz, gegen den Sichtschutz geprallt. Im Frühjahr sind die geistig umnachtet.“

Er wickelte den toten Vogel in Papier und legte ihn vorsichtig in die Tüte. Unten im Hof warf er das traurige Bündel in den Müllcontainer, Bruno klappte den Deckel zu. Im Speisesaal saßen sie einander gegenüber, Königsberger Klopse dampften auf den Tellern.

Kampenberg, dessen Wange von einem Bissen ausgebeult wurde, nuschelte: „Los, iss.“

Bruno war dankbar, dass er die Sache geregelt hatte und aß. Nach der Mittagspause musste er wieder zu Frau Miersch, Projektarbeit in Gruppen stand auf dem Plan. Jede Gruppe sollte eine Performance entwickeln, das Thema ‚Wir sind Farbe‘. Die Farben waren frei wählbar.

Bruno kam in eine Gruppe mit Hanne und Renate, zwei patenten Frauen, für die ‚Wir sind Farbe‘ kein Problem darstellte. Ohne weitere Umstände entwarfen sie ein Konzept. Sie würden sich gegenseitig mit Nescafé und Mehl bestäuben, mit Tomatenmark anmalen, vor einem andersfarbigen Hintergrund wegen der Farbwirkungen, dazu Geräusche oder Musik. Bruno erhielt den Auftrag, unten im Restaurant Nescafé, Mehl und Tomatenmark zu organisieren, und Töpfe und Kochlöffel für die Percussion sollte er mitbringen.

Die Küchenfrauen in der Cafeteria sahen ihn entgeistert an. Keine verstand die Wörter Mehl und Tomatenmark. Nescafé wurde verstanden. Man machte Zeichen, dass man den nicht habe und verwies auf den Kaffeautomaten an der Selbstbedienungstheke. Eine der Frauen stellte energisch einen Becher unter den Ausgießer. Doch Bruno rührte weiter in einem imaginären Topf und fragte nach Mehl und Tomatenmark. Man rief nach Susanna. Susanna rief nach dem Chef. Der war dick und trug schwarze Kochkleidung, eine modische Rundbrille und

eine Kochmütze. Ohne die Miene zu verziehen verschwand er in der Küche und stellte nach einer Weile Mehl und Tomatenmark in Plastikdosen aufs verchromte Büffet. Als Bruno nun auch noch Töpfe und Kochlöffel für ein Schlagzeug verlangte, drehte er sich wortlos um, warf dem Assistentkoch, der dünn in der Tür erschienen war, ein Grinsen zu, und kam bald zurück mit zwei Töpfen, groß, klein, Deckeln, sauberem Senfeimer, normalem Eimer, Kochlöffeln und Rührbesen, fragte nach Namen und Zimmernummer und stapelte die Dinge so, dass Bruno sie in einem Schwung transportieren konnte.

Renate war enttäuscht, eigentlich verärgert, dass kein Nescafé dabei war. Beinahe wäre sie in den nächsten Ort gefahren, um Kaffeepulver zu kaufen. Doch Hanne behielt die Zeitschiene im Blick. Man arrangierte sich notgedrungen mit Rot und Weiß und besprach die Details. Bruno regte an, dass ihre Projektgruppe vielleicht einen Namen haben könnte, ‚Die Tagesschausprecher‘ zum Beispiel. Der Vorschlag wurde abgelehnt. Dann ging es um Kleidung, schwarz sollte sie sei, und weiße Stirnbänder. Bruno sagte, auf den Stirnbändern könnte doch in roter Schrift ‚Kamikaze‘ stehen, Kamikaze-Stirnbänder. Das wurde ebenfalls abgelehnt.

Hanne und Renate übernahmen das Performen. Technik und Musik würden Bruno obliegen. Die Zunge zwischen die Lippen geklemmt, wie einst sein Klassenkamerad Lasse im Werkunterricht, fummelte er das dunkel bemalte Packpapier an die Bühnenwand des Kunstraums. Er kurbelte die Jalousien runter und richtete den Spot einer Taschenlampe auf die Szene, zwei weiße Stühle.

Erwartungsvoll verstummten die Zuschauer im Raum, die Performance würde jetzt beginnen. Plötzlich bekam Bruno Lampenfieber, sein Herz klopfte bis zum Hals, die

Rührlöffel in seinen Händen zitterten. Dann, wie ferngesteuert, schlug er auf den Eimer, schlug die bedeutungsschweren Tongs, zu denen Hanne und Renate auf die Bühne robbten. Tong! Tong!

Die Performerinnen setzen sich einander gegenüber, fischten Mehl aus den fast weißen Leinentaschen und warfen sich damit. Die visuelle Wirkung war frappierend, dunkler Bühnenprospekt, schwarze Kleidung, weiße Mehlsprengsel, angestrahlt vom Schein einer Taschenlampe. Lichter im All, Sterne im Universum! Immer wilder flogen die Weißstaubwolken, Hanne und Renate gerieten in den Rausch. Bruno intensivierte sein Schlagwerk und trommelte versehentlich eine Art Swing-Rhythmus, der die beiden aus dem Konzept brachte, doch dann steigerte er die Schlagzahl, monoton und stetig wie abgesprochen. Für einen magischen Moment schwangen sie in Harmonie, das Licht, der Rhythmus und die menschlichen Gesten, ja, die Menschen selbst schwangen in perfekter Symbiose mit den Wellen und Vibrationen, mit den Todesstrahlen und Ausdünstungen des Weltalls. Achtung! Das Mehl würde bald zur Neige gehen, die Steigerung zum Finale musste nun kommen. Hektisch haute Bruno die Topfdeckel zusammen. Konzipiert war, dass Hanne und Renate ihre Gesichter nun mit Tomatenmark bemalen würden, doch im Wirbel der Trommeln spritzten sie damit herum, sie gingen auf einander los, in entfesselter Leidenschaft.

Auch bei Bruno vollzog sich eine Wandlung. Eine Person, die ihn in seiner Kindheit gestreift hatte, als er mit seiner Mutter die Band ‚Can‘ im Fernsehen gesehen hatte, bemächtigte sich seiner. Die Person war der Schlagzeuger Jaki Liebezeit. Er fuhr in Brunos Körper hinein, in seine Arme und Hände, und beschwor einen groovenden Loop

herauf, dessen stoische Wiederholung das Hirn in Trance versetzte. Da saß er auf dem Hocker, aufmerksam, relaxt und melancholisch, und tickte präzise wie ein Uhrwerk, Bruno, das Werkzeug der trommelnden Gottmaschine, frei von Bewusstsein und Wollen. Doch dann verließ ihn Jaki so unvermittelt, wie er in ihn hineintranszendiert war. In seinem Innern herrschten die Leere und draußen die Kakophonie der Töne und Farben, Lärm ohne Groove und Sinn.

Hilfesuchend blickte Bruno zur Bühne, er sah Blut und schrie: „Nein! Kein Muehl! Nicht wie Otto Muehl!“

Hanne und Renate, weiß und rot, starrten ihn an. Welcher Otto, zur Hölle? Als Kind hatte Bruno den Kunst-Guru über den Fernsehschirm wuseln gesehen, in blutiger Aktion. Dagmar und Evita hatten sich über den entsetzlichen Kerl und seine Adepten aufgeregt, besonders nachdem sie erfahren hatten, dass Hausfreund Leander eine kurze Zeit in der Kommune der AAO gelebt hatte. Was auch immer diese AAO war, es hatte mit diesem Otto Muehl zu tun.

Ein Rühren im Eimer, ein letztes dumpfes Tong, dann war es still. Das Publikum applaudierte, ohne Häme. Der Stopper mit dem Otto und die verstörten Blicke der Frauen wurden als künstlerische Absicht interpretiert. Das Happening war Kunst geworden, durch einen einzigen spontanen Ausruf, der aus der Seele gekommen war, aus der ausgeliehenen Seele des Schlagzeugers Jaki Liebezeit.

Bruno brachte die Requisiten in die Cafeteria zurück, wo die Patienten bereits zu Abend aßen. Gern hätte er dem Koch von dem spektakulären Erfolg berichtet, doch der schaute müde über seine Rundbrille hinweg und deutete auf Susanna, bei der das Zeug abzugeben war.

Draußen am Raucher-Bohlentisch steuerte eine ältere Dame aus der Kunsttherapie auf Bruno zu. Sie schien auf ihn gewartet zu haben. Sie gab ihm die Hand und sprach: „Ich möchte Ihnen danken, lieber Bruno, Ihre Performance hat mich tief bewegt.“

Die Frau sah ihn ernst an, eine Zeitlang, dann ging sie davon. Bruno bezog *Ihre Performance* nicht auf sein namenloses Team, sondern auf sich selbst. Noch nie hatte er jemanden *tief bewegt*, noch nie hatte jemand an ihn geglaubt. Stolz und froh betrat er den Lift. Im Spiegel blickten ihn kindliche Kulleraugen an, und frei nach Rosa von Praunheim hauchte er gegen das Glas, *nicht der Künstler ist krank, sondern die Gesellschaft, in der er lebt*.

Er war so gut drauf, dass er beschloss, heute zu klopfen, falls der Nebenmann hustete. Sollte er auch nur einen Mucks machen, würde er sofort zu ihm rübergehen. Er würde fragen, wie es ihm geht, ob man ihm helfen könne. Doch der Nebenmann hustete nicht. Bruno horchte, legte das Ohr an die Wand, schlich auf den Flur, nichts, absolute Stille.

Im Bett hatte er das Bedürfnis zu lesen. Das war lange nicht mehr vorgekommen. Er kramte das vergilbte Buch von Graham Greene hervor, das seine Mutter einst in Ostberlin gekauft hatte, in dieser majestätisch kahlen Buchhandlung, die so anders war als die Läden in Westberlin. Unschlüssig hielt er das Buch an die Nase, muffig fruchtiger Geruch entstieg dem alten Papier.

Ostberlin

Es war Sommer. Fast alle waren in den Süden verreist, nur Bruno und seine Mutter nicht. Eines Tages sagte Dagmar zu ihm, jetzt sei sie schon sieben Jahre in Berlin und noch nie drüben im Osten gewesen, und wenn keiner mit überkommt, würde sie halt alleine fahren. Die Augen ihres Sohnes weiteten sich.

„Ich bleib da nicht für immer“, sagte sie, „nur einen Tag zur Besichtigung. Und du kannst mit, ist ja niemand zuhause.“

Bruno durfte mit in den Osten. Spannend war allein schon der Grenzübergang, über den man in den Ostteil der Stadt gelangte, der Bahnhof Friedrichstraße mit seinen U- und S-Bahnen, mit seinem Gewirr von Treppen und Gängen über und unter der Erde, mit dem tristen Licht, den verrammelten Ausgängen, den grauen Menschen und dem miefigen Geruch.

Mutter und Sohn hasteten durchs Bahnhofslabyrinth, Treppen hoch, Treppen runter, an schmutzig-gelben Kachelwänden vorbei. Bruno hielt Ausschau nach dem *Eisernen Vorhang*, den er sich als eine Art Gitter aus Eisenlamellen vorstellte, und nach Spionen. Im Bahnhof Friedrichstraße gingen die Spione nur so ein und aus. Als sie am Intershop vorbeikamen, murmelte Dagmar, sie müsse auf dem Rückweg unbedingt eine Flasche ‚Schwarzer Kater‘ kaufen.

Da war der Einlass zur Kontrollstation, das beklemmende Ritual begann. Die Ostbesucher wurden durch enge Kammern geschleust, deren Wände mit gemasertem Holzimitat verkleidet waren. Graue Beamte hinter Guckluken observierten die Grenzgänger. Mutter und Sohn hatten sich anzustellen beim Schalter ‚Bürger der BRD‘.